



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Indische Zustände : 1. Land und Volk

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Indische Zustände

### 1. Land und Volk



er großen Masse des asiatischen Festlandes vorgelagert, springt die vorderindische Halbinsel nach Süden hinaus in den Ozean, der nach ihr seinen Namen erhalten hat. Mit der südlichsten Spitze, dem Kap Komorin, erreicht sie beinahe den achten, mit ihrem nordwestlichsten Ende, dem Kessel von Beschauer, den fünfunddreißigsten Grad nördlicher Breite und erstreckt sich also von den heißesten Graden des Äquators bis weit in die gemäßigte Zone. Die Ausdehnung Indiens von Ost nach West wie die von Nord nach Süd beträgt rund vierhundert geographische Meilen. Die Breite kommt der Strecke Madrid—Odeffa, die Tiefe der Entfernung zwischen Petersburg und Palermo gleich. Mit dieser geschlossenen Ländermasse haben die Engländer noch das Thal des Strawadi und die östlichen Küsten des bengalischen Meerbusens politisch verbunden. Das gesamte, so zu dem anglo-indischen Reiche vereinigte Gebiet umfaßt mit Einschluß der Vasallenstaaten mehr als vier Millionen Quadratkilometer und trägt 260 Millionen Menschen. Die Bevölkerung übertrifft die Schätzung Gibbons für das römische Reich auf dem Gipfel seiner Macht um mehr als das doppelte, und die indischen Provinzen der Königin Viktoria sind größer an Umfang als alle die Länder, die dem Willen Napoleons auf der Höhe seiner Laufbahn gehorchten. Indien kommt an Flächeninhalt ganz Europa, mit Ausschluß Rußlands, ungefähr gleich und übertrifft es an Einwohnerzahl.

Ein so ungeheures Gebiet birgt natürlich in seinem Innern bedeutende physische und klimatische Gegensätze: den mannichfaltigsten Wechsel in der Bodengestaltung, scharfe Unterschiede in Temperatur und Feuchtigkeit, und die größte Verschiedenheit in der Landschaft und des Pflanzenwuchses. Ganz Europa bietet auf dem gleichen Flächenraum nicht so große Gegensätze wie die vorderindische Halbinsel. Schweden ist nicht so verschieden von Italien, wie Bengalen von Sindh, England nicht so verschieden von Osterreich, wie der Pandshab von Kurg. „Indien“ ist in der That nur ein Name für eine große, aus sehr verschiedenartigen Theilen zusammengesetzte Ländermasse. Indien ist nicht ein Land, sondern ein ganzer Kontinent.

Diesen Gegensätzen in der Natur des Landes entsprechen natürlich die größten Unterschiede in dem Charakter seiner Bewohner. So finden wir auf der einen Seite in der schwülen, erschlaffenden Luft, inmitten der feuchten, tropischen Vegetation und auf dem maßlos produktiven Boden Bengalens ein kleines, schwächliches, feiges Geschlecht. „Die Kastilianer — schrieb einst Macaulay — haben das Sprichwort, daß in Valencia die Erde Wasser sei und die Männer Weiber; diese Beschreibung läßt sich mindestens ebenso gut auf die weite Ebne des untern Ganges anwenden. Die physische Organisation des Bengali ist schwach bis zum Weibischen. Er lebt in einem fortwährenden Dampfbade. Bei seinen Beschäftigungen sitzt er, seine Glieder sind zart, seine Bewegungen langsam. Vor körperlicher Anstrengung scheut er zurück, nie läßt er sich als Soldat anwerben. All jene Millionen liefern nicht einen Sepoy zu dem Heere der Kompanie.“ Auf der andern Seite haben wir die Menschen oben im Hüßstromlande. Dort in dem trocknen Klima mit seinen stärkehenden Wintern, auf einem Boden, der die Thätigkeit des Menschen anstrengt und dann erst belohnt, lebt ein großes, schlankes, thatkräftiges Geschlecht. Dort findet, moralisch und physisch, die anglo-indische Armee ihren besten Ersatz; dort messen die Rekruten oft über sechs Fuß; dort drängt sich jeder zum Kriegsdienst; dort entstanden jene Sikh-Heere, die den britischen Truppen auf dem Schlachtfelde ebenbürtig gegenübertraten und von einem anglo-indischen Geschichtschreiber an Festigkeit und religiöser Glut mit den „Eisenseiten Cromwells“ verglichen werden konnten.

Weit bedeutender aber noch als die physischen Unterschiede zwischen den Bewohnern der einzelnen Landesteile sind die innern Gegensätze in der ungeheuern Bevölkerung. Vor allem fehlt den Millionen Indiens das Gefühl einer gemeinsamen Abstammung und als äußeres Zeichen dazu die Gemeinschaft der Sprache. Wir sagen mit Absicht nicht „die Gemeinsamkeit der Abstammung,“ sondern „das Gefühl einer gemeinsamen Abstammung.“ Denn auch hier ist es nur der Glaube, der selig macht. In Wirklichkeit ist ja in keinem Lande mit alter Geschichte die gesamte Bevölkerung gleichen Ursprungs. Nach welchem Teile der alten Welt wir auch die Blicke lenken, überall finden wir, daß sich im Laufe der Jahrtausende Volksmassen verschiedner Abkunft über- und nebeneinander gelagert haben. Aber in den meisten Ländern Europas sind die verschiedenen Bestandteile nach und nach zu einer einheitlichen Nation zusammengewachsen. So ist z. B. in England aus Ibern, Kelten, Angelsachsen, Dänen und Normannen das jetzige englische Volk als eine gleichartige, untrennbare Einheit hervorgegangen. Anders in Indien. Auch hier zeigt sich uns ein Nach-, Neben- und Übereinander verschiedner Klassen. Alte Gräber beweisen das Vorhandensein eines eigentümlichen, gänzlich verschollnen Geschlechts für das Steinalter. Über sie scheinen sich zunächst in einer jenseits aller Überlieferung liegenden Zeit von Nordosten her Horden tibeto-birmesischer

Abkunft ergossen zu haben. Diesen folgten aus derselben Richtung Züge kolarischer Rasse, und die neuen Ankömmlinge drängten die ältern Einwanderer seitwärts in die Ausläufer des Himalayas, wo wir jene Stammverwandten der Mongolen und Chinesen noch heute unvermischt finden. Aber die Sieger ereilte dasselbe Schicksal. Der vom Nordosten kommende Strom kolarischer Scharen scheint in Zentralindien mit einem vom Nordwesten her eingedrungenen Strom drawidischer Stämme zusammengetroffen und nach Osten und Westen auseinander gesprengt worden zu sein. Von diesen verschiedenen Stämmen nichtkaukasischer Abkunft und dunkler, fast schwarzer Hautfarbe war die indische Halbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung vom Indus bis zum Brahmaputra, vom Himalaya bis zum Kap Komorin bewohnt, als von der Hochfläche Trans durch die Pässe des Suleiman ein Zweig der großen indogermanischen Völkergemeinschaft herabstieg in die Ebene des Fünftstromlandes. Vor den neuen Ankömmlingen wichen die ältern Bewohnern Schritt für Schritt zurück, oder sie wurden unterworfen und zu Sklaven gemacht. Kleinere Bruchteile wurden seitwärts in die Himalajas abgedrängt, die Hauptmasse aber ward über die waldigen Ketten der Bindhjas auf das Dekkan zurückgetrieben. Aber noch war die Herrschaft der Arier nicht einmal in dem Mittellande der Dschumna fest gegründet, noch waren ihre Ansiedlungen selbst hier mit den Staatenbildungen nicht unterworfenen älterer Stämme vermischt, als durch das nordwestliche Thor Indiens wieder neue Völkermassen hereinfluteten. Im zweiten Jahrhundert vor Christo dehnten die graecobaktrischen Könige ihre Heereszüge und ihre Herrschaft bis über Delhi aus, und während des nächsten halben Jahrtausends (126 vor Christo bis 544 nach Christo) überschwebten skytische Horden in rascher Reihenfolge die Ebenen von Hindustan. Dann folgte eine Ruhepause von einigen Jahrhunderten, während deren nach Vertreibung des Buddhismus die Brahmanen versuchten, den vorhandenen verschiedenartigen Elementen unter der Form des Hinduismus eine soziale und religiöse Organisation zu geben. Aber bald traten von neuem fremde Eroberer auf. Seit dem Jahre 1000 rollte eine Welle muhammedanischer Scharen nach der andern herein. Erst Türken unter dem Hause von Ghazni (1000 bis 1152 nach Christo); dann Afghanen unter Muhammed von Ghor und seinen Nachfolgern (1190 bis 1290 nach Christo) und schließlich Söldnerbanden meist mongolischer Nationalität unter der Tughlakdynastie (1295 bis 1414), sowie später im Gefolge Babers und seiner Nachfolger (1526 bis etwa 1700). Während des Zerfalls des mongolischen Kaiserreichs nach dem Tode Aurangzebs faßten dann die Engländer in Indien Fuß (Schlacht bei Plassey 1757) und richteten ihre eigne Herrschaft auf den Trümmern der muhammedanischen.

Aus so unzähligen verschiedenartigen Bestandteilen setzt sich die Bevölkerung der indischen Halbinsel zusammen. Und alle diese Bestandteile stehen in der Hauptsache noch heute unvermittelt neben einander. Während in dem

Lande nördlich von den Pyrenäen Iberer, Kelten, Römer und Germanen längst aufgehört haben, ein selbständiges Dasein zu führen, und samt und sonders aufgegangen sind in der aus ihrer Mischung neu entstandnen französischen Nation, haben im Süden des Himalaya weder die arischen Einwanderer die ältern Bewohner nichtkaukasischer Abkunft in sich aufgenommen oder mit sich verschmolzen, noch ist es den muhammedanischen Eroberern gelungen, den unterjochten Millionen den religiösen und sozialen Stempel des Islam aufzuprägen. Noch heute leben in den nordöstlichen Provinzen Indiens, wie in Assam, die Nachkommen jener alten tibeto-birmesischen Scharen, noch heute führen die versprengten Überreste der kolarischen Rasse, wie die Santals, Kurkus u. s. f., inmitten einer arischen Bevölkerung ein selbständiges Dasein, noch heute nimmt den ganzen Süden der Halbinsel eine geschlossene Masse dravidischer Stämme ein, noch heute ist das skythische Blut der Vorfahren in den Dschats des Pandschab unvermischt, noch heute bekennt sich nur ein Fünftel der Gesamtbevölkerung zur Lehre Muhammeds. Die zweihundertsechzig Millionen Indiens bilden also kein einheitliches Ganze, keine Nation.

Das deutlichste Zeichen dieser fortdauernden Spaltungen ist das ganz unglaubliche Gemenge von Sprachen. Der Bericht über die Volkszählung von 1881 sagt, daß es in Indien nicht weniger als hundertsechzehn verschiedene Sprachen gebe — wohlgemerkt Sprachen, nicht etwa Mundarten —, von denen achtzehn von mehr als je einer Million Menschen gesprochen würden. Andre, von Sprachforschern gemachte Zusammenstellungen ergeben allein hundertzweiundvierzig nichtarische Sprachen, die, wenn sie auch ihrem Ursprung nach gruppenweise zusammengehören, doch sämtlich ihre eigne Grammatik und ihren eignen Wortschatz aufweisen. Dieses Heer von indischen Sprachen zerfällt in zwei große Klassen, in die arischen und die nichtarischen Ursprungs. Unter den zweiten können wir wieder drei größere Gruppen unterscheiden, die tibeto-birmesische, die kolarische und die dravidische, die unter sich und mit den arischen Sprachen ungefähr ebenso nahe verwandt sind, wie das Englische mit der Sprache der Finnen oder das Deutsche mit dem Klaunderwelsch der Neger in unsern afrikanischen Schutzgebieten. Die tibeto-birmesischen Sprachen finden sich vor allem in den Ausläufern des nordöstlichen Himalaya. Mehrere haben noch heute Ausdrücke, die ihren chinesischen Ursprung beweisen, während andre in ihrem grammatikalischen Bau die Stammverwandtschaft mit dem Mongolischen verraten. Die kolarischen Sprachen sind in der Hauptsache über die mittlern Teile der Halbinsel zerstreut. Die zerprengten Stämme der kolarischen Rasse haben jede Erinnerung an ihre Verwandtschaft verloren und weisen den Gedanken an Zusammengehörigkeit schroff von der Hand, aber ihre Sprachen tragen sichtlich den Stempel gemeinsamen Ursprungs. Die bedeutendste, Santali, wird von mehr als einer Million Menschen gesprochen. Die wichtigste Gruppe der nichtarischen Sprachen aber ist die dravidische,

zu deren Bereich noch heute im Süden Indiens eine geschlossene Masse von achtundzwanzig Millionen Menschen gehört. Voran stehen das Tamil und das Telugu, die je von zehn Millionen Menschen gesprochen werden und beide eine bedeutende eigne Litteratur haben. Das arische Sprachgebiet umspannt die weiten Ebenen im Norden der Bindhjas und die Westküste bis hinab nach Goa. Die hierher gehörigen Sprachen sind: Sindhi, Pandschabi, Hindi (in den Nordwestprovinzen), Bengali, Urija (in Orissa), Marathi und Gudscharathi. Sie sind sämtlich aus dem Prakrit oder Sanskrit hervorgegangen, ähnlich wie die romanischen Sprachen aus dem Lateinischen; aber wie in den einzelnen Ländern Süd- und Westeuropas, so hat auch in den Provinzen Hindustans die Entwicklung verschiedene Wege eingeschlagen, und der Bengali kann sich mit seiner Muttersprache oben im Fünffstromland ebenso wenig verständlich machen, wie der Kastilianer an der Seine. An das Hindi schließt sich nahe das Urdu oder Hindustani an, eine unter der muhammedanischen Herrschaft aus dem Persischen der Eroberer und dem Hindi der Unterworfenen hervorgegangne lingua franca, die offizielle Sprache der Nordwestprovinzen. Hindustani wird namentlich von den obern Klassen, von der städtischen Bevölkerung und von den Muhammedanern gesprochen. Endlich ist noch das an der Westküste von der kleinen, aber reichen und unternehmenden Gemeinde der Parsis gesprochne Altpersisch zu erwähnen.

Für viele der erwähnten Sprachen sind übrigens auch eigne Schriftzeichen im Gebrauch. Schon dem globe-trotter, der Indien im Fluge durchweilt, fällt es auf, daß in den öffentlichen Bekanntmachungen und Anschlägen bald die von rechts nach links geschriebnen persischen Schriftzüge, bald die an das Hebräische erinnernden viereckigen Gebilde des Nagari, bald wieder die runden gefälligen Formen der Tamilschrift erscheinen.

Es fehlt den Millionen Indiens aber auch die Gewöhnung an eine staatliche Zusammengehörigkeit und das daraus entspringende Bewußtsein der Interessengemeinschaft. Der Ausdehnung der Staaten sind von der Natur Grenzen gesteckt, über die hinaus ein Zusammenhalt nicht mehr möglich ist, und die vor der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen natürlich weit enger gezogen waren als jetzt. So ist es in der That früher nie zu einer politischen Einigung der indischen Halbinsel gekommen. Wohl verzeichnet die Geschichte verschiedene Versuche, ein großindisches Reich zu gründen, aber sie sind sämtlich an der Macht der räumlichen Verhältnisse gescheitert. So haben in der ersten muhammedanischen Periode (1000 bis etwa 1500) die Sklaventönnige (1206 bis 1290) fast alles Land nördlich von den Bindjas zu einem Reiche vereinigt, das dann von den ersten Herrschern der Tughlakdynastie (1320 bis 1414) über einen Teil des Dekkan ausgedehnt wurde. Aber mit dieser übermäßigen Erweiterung stellten sich auch sofort die Mißstände der Satrapenwirtschaft ein. Die Verwaltung der entferntern Provinzen mußte Statthaltern übertragen

werden, die alsbald darauf ausgingen, sich unabhängig zu machen. Schon 1340 riß sich Bengalen los, Gudscherat 1391, und das Reich war längst in innerer Auflösung begriffen, als Timurs Scharen (1398) darüber hereinbrachen. Einen neuen Anlauf zur Gründung einer indischen Universalmonarchie nahmen die mongolischen Kaiser. Aber wir müssen uns wohl hüten, die Dauer oder die Ausdehnung des Reichs der Großmoguln zu überschätzen. Wir können seine Anfänge nicht früher setzen als in das Jahr 1526, als Berber in der Schlacht von Panipat die Herrschaft über Delhi gewann; aber erst mit der Thronbesteigung Akbars 1556 beginnt die ununterbrochne Herrschaft der mongolischen Dynastie, und das Jahr 1707, das Todesjahr des Kaisers Aurangzeb, bezeichnet schon den Anfang vom Ende, den Beginn des raschen Verfalls. Auch umschloß der Staat Akbars bei seinem Tode (1605) nur noch das Land nördlich von Nerbadda (Hindustan), und gerade die Bemühungen seiner Nachfolger, auch das Dekkan zu erobern, brachen die Kraft des lose zusammengefügtten Reichs für immer. In die Zeit der allgemeinen Verwirrung nach Aurangzebs Tode fallen dann die Ursprünge der englischen Herrschaft (Schlacht von Plassy 1757), die sich in einem Jahrhundert (Einverleibung von Andh 1856) über die ganze Halbinsel ausbreitete. Es fehlt also den Millionen Indiens die Erinnerung an eine gemeinsame politische Vergangenheit, es fehlt ihnen das durch die Gewohnheit geschaffne Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit.

Was aber von ganz Indien gilt, läßt sich im einzelnen auch von den verschiedenen Teilen nachweisen. Fast keiner hat längere Zeit demselben politischen Verbande angehört, fast keiner eine längere Reihe von Jahren unter demselben Herrscherhause gestanden, fast keiner auch nur eine fünfzigjährige Periode ruhiger Entwicklung gehabt. Heute entstanden Staaten, um morgen wieder zu verschwinden; Provinzen wurden einverleibt, um sich alsbald wieder loszutrennen; Grenzen wurden gezogen, um sich sofort wieder zu verschieben; Dynastien wurden gegründet, um sofort wieder zu fallen. Soweit die geschichtliche Überlieferung zurückreicht, besonders seit dem ersten Auftreten des Islam, zeigt sie uns auf der ganzen Halbinsel ein formloses Gewirr unfertiger politischer Bildungen, ein rastlos auf- und abwogendes Meer, ein unaufhörliches Werden und Vergehen von staatlichen Eintagsfliegen.

Guizot kommt, indem er den Ursachen der anhaltenden Verwirrung aller öffentlichen Verhältnisse Westeuropas zwischen dem fünften und neunten Jahrhundert nachspürt, zu dem Schluß, daß sie in der Fortdauer der Völkerwanderung zu suchen seien. „Vom Süden preßten die Muhammedaner, vom Norden die Germanen und Slawen. Die Folge dieser doppelten Invasion mußte eine fortdauernde Unordnung im Innern des westeuropäischen Gebiets sein. Die Bevölkerungen wurden unaufhörlich verdrängt, die einen auf die andern zurückgeworfen. Es konnte sich nichts festes bilden, kein Teil der Gesellschaft sich setzen und sich ordnen.“ Diese Beschreibung läßt sich fast Wort

für Wort auf Indien anwenden. Hier wie dort die gleichen Zustände, die gleichen Ursachen. Indem sich aus dem zentralasiatischen Völkerstrudel Welle auf Welle über Indien ergoß, wurde jede Festigung verhindert. Was die Vorgänger zu bauen begonnen hatten, rissen die Nachfolger nieder. Immer von neuem dasselbe Gähren und Wogen unsteter, auseinanderstrebender Elemente. Immer wieder die gleichen, alles zerstörenden Sturmfluten. Keine Periode ruhiger Entwicklung, kein Ansatze zu politischer Festigung, und daher auch kein Fortgang der Verschmelzung.

Aber es giebt ja außer der Gemeinschaft der Sprache und der Gewohnheit der staatlichen Zusammengehörigkeit noch ein drittes einigendes Band für die Bevölkerung eines Landes: die Gemeinschaft der Religion. In den Kämpfen gegen die Mauren hat sich die christliche Bevölkerung Spaniens zusammengefunden. Die Bedrohung ihrer Gewissensfreiheit weit mehr als die Beeinträchtigung ihrer materiellen Interessen hat die Generalstaaten von Spanien losgerissen. An dem Unterschiede des Glaubens nicht weniger als an dem des Blutes nährt sich der Gegensatz Irlands zu England. Und wenn Deutschland weit später zur nationalen Einigung durchgedrungen ist, als sein westlicher Nachbar, so trägt die Spaltung in zwei sich ungefähr das Gleichgewicht haltende konfessionelle Lager gewiß einen großen Teil der Schuld. Wie steht es nun mit diesem religiösen Band in Indien? Auf den ersten Blick möchte man meinen, es sei dort vorhanden. Der Brahmanismus erstreckt sich über die Halbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung. Nicht etwa, daß er die einzige Religion auf indischem Boden wäre; wir zählen auch nicht weniger als fünfzig Millionen Muhammedaner, daneben noch einige Millionen Buddhisten, eine Anzahl Sikhs und Parsis. Aber volle vier Fünftel der Bevölkerung, rund zweihundert Millionen gehören dem Brahmanismus an. Auch hat er soviel wirkliche Lebenskraft, daß er mehr als einmal furchtbare Angriffe überstanden hat. Der Buddhismus dagegen, im Süden des Himalaya entsprungen, hat ein Jahrtausend lang dort geblüht, aber während er in andern Ländern die größten Eroberungen machte, die je einer Religion gelungen sind, ist er auf seinem Heimathoden schließlich dem Brahmaglauben unterlegen. Ebenso wenig vermochte die Lehre Muhammeds gegen ihn, die doch binnen siebzig Jahren alles Land zwischen dem Suleiman und dem Atlas unterworfen und innerhalb dieses weiten Gebiets alle frühern Religionen verdrängt hatte. Und der gänzliche Mißerfolg der heute über die ganze Halbinsel verbreiteten christlichen Missionen läßt sich kaum noch vonseiten der Frommen bestreiten.

Aber was ist im Grunde dieser Brahmanismus in seiner heutigen Form? Worin besteht sein eigentliches Wesen? „Wir sind in Europa so sehr gewöhnt, sagt der beste Kenner der sozialen und religiösen Zustände Indiens\*), mit dem

\*) Sir Alfred Dhall, Asiatic Studies. Wir raten jedem, der sich über die sozialen und religiösen Zustände Indiens unterrichten will, dieses ausgezeichnete Buch zu lesen.

Namen einer großen historischen Religion stets den Begriff einer Kirche (wenn nicht im mittelalterlichen, so doch wenigstens im Sinne einer Gemeinde der Gläubigen) zu verbinden, daß die meisten von uns diese Art von gefestigtem Charakter und organischer Form auch dem Heidentum zuschreiben. Wir sind geneigt, anzunehmen, daß ein Volk wie die Hindu mit seiner Geschichte und Litteratur, seinen heiligen Büchern und aufgespeicherten Überlieferungen sich doch einige grundlegende Lehrsätze oder wenigstens einige bestimmte Anschauungen von der Gottheit gebildet haben müsse, durch die die höhern Klassen der reinen, abergläubischen Phantasie der Massen Schranken auferlegt hätten. Wir können uns nicht vorstellen, daß eine alte, noch lebenskräftige Religion nur eine wogende See sei, ohne Grenze oder sichtbaren Horizont, hin und her getrieben von den Wogen einer grenzenlosen Leichtgläubigkeit und einer wunderlichen Erfindung.“ Eine solche wogende See ist aber der Brahmanismus. Wenn wir unter Religion eine Anzahl gewisser fester Dogmen verstehen, so ist er überhaupt keine Religion. Wir hören auf unsern Schulen von dem großen brahmanischen System mit der Dreiheit Brahma, Wischnu, Siva. Dieses System lebt aber nur in den heiligen Büchern der Sanskritlitteratur und in den Köpfen europäischer Professoren fort. Die Heiligkeit der Vedas ist freilich ein anerkannter Glaubenssatz für die wenigen gebildeten Hindu, die von ihrem Dasein gehört haben, doch die alten Gesänge der arischen Einwanderer haben keine unmittelbare Beziehung zu der Religion des Volks. Und auch die religiösen Schriften späterer Jahrhunderte, wie die Brahmanas und Sutras, in denen das religiöse System der Brahmanen weiter ausgebaut worden ist, stellen keineswegs den Glauben der Massen dar. Die großen Götter der Hindumythologie spielen keine Rolle in dem täglichen Leben des indischen Bauern, und in Indien bildet doch die ländliche Bevölkerung bei weitem die Mehrzahl (vierundneunzig Prozent nach der Zählung von 1881). Hier herrschen Hausgötter, Stammesgötter, Lokalgötter, jeder innerhalb eines kleinen Kreises, über den hinaus sein Name kaum bekannt ist. Ihre Zahl ist Million. Hier wohnt ein Dämon oder Geist in jedem wunderbar geformten Felsblock, in den rauschenden Ästen jedes knorrigen Baumes, in dem plätschernden Wasser jedes Waldbachs. Diese meist übelwollenden Gottheiten entstehen und vergehen; sie werden behalten oder abgesetzt je nach ihren Verdiensten. Wunder, wie sie sich noch heute in Indien täglich ereignen, befestigen den Glauben ihrer Anbeter oder übertragen ihn auf einen neuen Gegenstand. So strömen dem Hindupantheon ständig neue Götter zu, während andre daraus verschwinden. „Hinduismus — sagt Hunter — ist eine auf Gottesdienst gegründete religiöse Verbindung. Wie die verschiedenen Rassenbestandteile des indischen Volks in das System der Kasten geformt worden sind, so sind die einfachen alten Anschauungen der Vedas, die milden Lehren Buddhas und die wilden Vorstellungen und Bräuche der nichtarischen Stämme in einen Topf geworfen

worden und dann ausgegossen als eine Mischung von Silber und Schlacken, um zu den Hindugöttern verarbeitet zu werden.“ Wir wollen diesen einzelnen Bestandteilen der Hindureligion hier nicht weiter nachspüren; es genügt, wenn wir uns darüber klar werden, daß sie nicht zu einem einheitlichen Ganzen zusammengewachsen sind. Es fehlt dem modernen Brahmanismus, wenn man ihm diesen Namen überhaupt noch lassen will und nicht lieber die von englischen Schriftstellern meist gebrauchte Bezeichnung Hinduismus vorzieht, an organischem Bau und an leitenden Gedanken. Vergebens suchen wir eine Organisation des Glaubens, die alle Hindu umschlüsse, vergebens ein grundlegendes Dogma, das von allen anerkannt würde, vergebens eine Gottheit, die die Verehrung aller genösse, vergebens ein Heiligtum, zu dem alle wallfahrteten. Die Folge davon ist der vollständige Mangel einer kirchlichen Organisation. Hier giebt es kein Gegenstück zu den christlichen Konzilien oder dem türkischen Ulema, kein kirchliches Oberhaupt, wie den Papst zu Rom, den Scheikh ul Islam oder den Dalai Lama. Aber sind denn nicht die Brahmanen von jeher die religiösen Lehrer und Leiter der Hindus gewesen? Wohl hat ihre Herrschaft Jahrtausende überdauert. Aber diese Herrschaft ist mehr sozialer als religiöser Natur. Oder wie sich in dem Bericht über die Ergebnisse der letzten Volkszählung von 1881 ein anglo-indischer Beamter, derb aber bezeichnend ausdrückt: „Der Beruf der Brahmanen ist nicht, zu lehren, sondern sich füttern zu lassen. Mit dem geistigen Leben der Massen, soweit es ein solches giebt, haben sie wenig zu thun. Der opferdienstliche Despotismus hat das religiöse Element ganz in den Schatten gestellt, und das Kastensystem hat seine Wurzeln so tief in das ganze soziale Gebäude geschlagen, daß es heute mehr als ein soziales denn ein religiöses Gesetz erscheint. Ein Mann mag die Hindudreiheit leugnen, er mag sich selbst Götter erfinden, so niedrig und unrein es ihm beliebt, er mag sie unter den widerlichsten Orgien anbeten, ja er mag jeden Glauben an übernatürliche Mächte aufgeben, er kann doch ein Hindu bleiben. Aber er muß die Brahmanen verehren und füttern, er muß die Kastenvorschriften befolgen, wenn er nicht aus der Hindugemeinschaft ausgestoßen werden will.“

Der Brahmanismus hat dann auch wiederholt die günstigsten Gelegenheiten, den Grund zu einer politischen Einigung der Bevölkerungen Indiens zu legen, ungenutzt vorübergehen lassen. So erstand z. B. um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in den zerklüfteten Ketten der westlichen Ghats (um Puna) ein Bandenführer namens Siwadschi und legte den Grund zu der Marathamacht. „Dies war von Grund aus eine Hinduschöpfung, aber als sie an Kraft und Umfang zunahm, fiel sie mehr und mehr unter die Leitung der Brahmanen. Der Zerfall des mongolischen Kaiserreichs begünstigte ihr Wachstum, sodaß um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Zweige des Marathabundes den größten Teil Indiens umschlossen. Es hätte auch scheinen

können, als ob in diesem Staatenbunde der Kern zu einer indischen Nation läge, als ob der Brahmanismus im Begriff wäre, für die Hindu dasfelbe zu thun, was für so viele andre Rassen die Religion gethan hat. Aber nichts dergleichen geschah. Der Brahmanismus wird nicht zum Patriotismus, und die Marathabewegung blieb von Anfang bis zu Ende nur eine Organisation des Raubes.“

Und der Islam? Hat er nicht sieben Jahrhunderte lang die politische Herrschaft über den größern Teil der Halbinsel in den Händen gehabt? Warum hat er nicht den Millionen Indiens seinen Stempel aufzuprägen und sie in der Lehre Muhammeds zu einigen vermocht? Andre Religionen sind ja auch seinem Anprall erlegen. Die uralte Lehre Zoroasters wurde vom Erdboden hinweggespült durch die erste Welle des Islam. Selbst das Christentum mußte in Asien vor ihm zurückweichen. Wodurch hat der Brahmanismus dem Ansturm widerstanden? Wohl nicht minder infolge seiner glücklicheren geographischen Lage als durch seine innere Kraft. Die gewaltigen Ketten des Suleiman und die jenseits liegenden Wüsten schützten ihn gegen die erste Springflut des Islam. Die hochgehenden Wellen des Glaubenseifers, die die Lehre Muhammeds in siebenzig Jahren bis an die Säulen des Herkules und an den Suleiman getragen hatten, waren halb gebrochen, als sie die Ebenen des Indus erreichten. Allmählich nur wurde die muhammedanische Herrschaft auf der Halbinsel begründet, und mit Mühe nur wurde sie aufrecht erhalten. Die militärischen Abenteurer aus Zentralasien, die in Indien Reiche oder Dynastien begründeten, kümmerten sich wenig um geistige Dinge. Der unsichere Stand ihrer eignen Herrschaft ließ ihnen schon keine Ruhe, ihre ununterbrochne kriegerische Thätigkeit keine Zeit dazu. Meist waren sie rohe Afghanen oder Mongolen, „selbst nur schlecht gegründet in der Lehre Muhammeds und unberührt von dem echten semitischen Enthusiasmus, der die ersten arabischen Fahnen Träger des Islam angetrieben hatte.“ Die Herrschaft, die sie gründeten, war eine rein militärische, und der Erfolg des Islam bestand in der Hauptsache nur in der Gründung einer langen Reihe von kurzlebigen politischen Gebilden und darin, daß er eine Konsolidirung des Brahmanismus verhinderte.

Es ist nicht anders: auch das Band einer gemeinsamen Religion fehlt den Millionen Indiens. Ja die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses verursacht sogar eine grundsätzliche Feindschaft zwischen einzelnen Bestandteilen der Bevölkerung. So blickt der Muhammedaner mit unverhohlenem Groll auf den götzendienerischen Hindu. Noch schaut dieser mit Grimm auf die aus Steinen früherer Sivatempel erbauten Moscheen. Bei allen größern Festen kommt es zu blutigen Reibereien, und nur die Macht der englischen Regierung verhindert ernstere Kämpfe. So bildet denn die indische Halbinsel in keiner Hinsicht ein zusammengehöriges Ganze. Diese Thatsache dürfen wir bei Be-

urteilung der politischen Verhältnisse der Halbinsel nie außer Acht lassen. Indien ist ein rein geographischer Begriff, etwa wie Europa.

Dasselbe gilt aber auch wieder von den verschiedenen Teilen. Nirgends bildet die Bevölkerung ein gleichartiges Ganze. Überall dasselbe formlose Gewirr unfertiger Bildungen. Die Bevölkerung Indiens befindet sich noch heute auf einer Stufe geschichtlicher Entwicklung, die die großen Kulturnationen Europas um mehr als ein Jahrtausend hinter sich liegen haben. Um in der Geschichte Westeuropas ein Gegenstück zu den politischen und sozialen Zuständen Indiens zu finden, müssen wir bis in die Zeit der Merovinger zurückgehen. Und ein den indischen religiösen Verhältnissen entsprechendes Bild bietet sich uns erst, wenn wir uns in die letzten Jahrhunderte des vorchristlichen Polytheismus versetzen. Wir sind gewöhnt, mit geographischen Bezeichnungen auch den Gedanken an bestimmte politische Gebilde, mit dem Namen einer großen historischen Religion auch den Begriff einer Kirche zu verbinden; so fällt es schwer, uns darüber klar zu werden, was Indien eigentlich ist. Unwillkürlich sind wir geneigt, die gleichen Formen menschlicher Gesellschaft, in denen wir leben, und die wir rings um uns sehen, auch außerhalb unsers Erdteils voranzusetzen. Die mit den Worten Vaterland, Heimat, Patriotismus und dergleichen verknüpften Begriffe sind uns durch die Gewohnheit der Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen. In Indien ist politische Bürgerschaft bis jetzt noch ein unbekanntes Ding. Die Bevölkerung Indiens zerfällt in viele hunderttausende verschiedener Stämme und Klane, Kasten und Gilden, Sekten und fromme Bruderschaften, und die Beziehungen des Einzelnen zum Staat sind diesen enger, das ganze gesellschaftliche Leben beherrschenden Verhältnissen untergeordnet. „Geographische Grenzen, sagt Lyall, entsprechen durchaus nicht irgendwelchen bestimmten Verbänden oder Volksgruppen. Sie haben verhältnismäßig nur wenig politische Bedeutung. Es ist wenig für die Kenntnis eines Mannes gewonnen, wenn man weiß, welchem Staat er angehört, oder in welchem Gebiet er wohnt. Denn das sind Dinge, die an sich keinen Unterschied in Abstammung, Einrichtung oder Gewohnheiten bezeichnen.“ Mit gleichem Recht ist hervorgehoben worden, daß die Bezeichnung „Hindu“ überhaupt keine bestimmte Definition zulasse. Man sagt, daß in Indien zweihundert Millionen Hindu leben; aber was ist denn ein Hindu? In Indien heißt Hindu jeder, der nicht Muhammedaner oder Christ oder Bekenner einer andern großen Religion ist. Wie der Brahmanismus oder Hinduismus ein religiöses Chaos ist, so ist auch der Name Hindu „keine nationale oder geographische Benennung, sondern er bezeichnet ganz oberflächlich eine zufällig zusammengewürfelte Masse von Sekten, Stämmen und erblichen Berufen.“

Diese Spaltungen, die durch das ganze gesellschaftliche Leben der Halbinsel gehen, finden ihren bezeichnendsten Ausdruck in dem Kastenwesen.

Wer seine Kenntnis davon aus den heiligen Schriften der brahmanischen Literatur schöpft und die zweihundert Millionen Hindu in vier große Kasten geordnet glaubt, dem könnte es freilich scheinen, als ob jede diese Kasteneinteilung eine großartige, die ganze Bevölkerung der Halbinsel umfassende und gewissermaßen doch einigende Organisation sei. Aber die Beobachtung der Thatsachen zeigt gerade das Gegenteil. Das Kastenwesen in seiner heutigen Form ist die Ursache, der Ausdruck und die Folge der unglaublichen gesellschaftlichen Zerspaltung Indiens. Die alte, in dem großen Gesetzbuch des Manu beschriebene Einteilung in Brahmanen, Kschatrijas, Waisjas und Sudras ist, wenn sie überhaupt jemals anders als auf dem Papier brahmanischer Systeme bestanden hat, heute jedenfalls gänzlich verwischt. An ihrer Stelle sehen wir ein aller Beschreibung spottendes Gewirr von Kasten und Unterkasten. Trotz zweier Volkszählungen ist es noch nicht gelungen, ihre wirkliche Zahl zu ermitteln. Einer der gründlichsten Forscher auf diesem Gebiete, Dr. Wilson, brachte sein großes Werk über Kasten vor seinem Tode bis auf 678 Seiten, ohne auch nur die Kaste der Brahmanen vollständig geschildert zu haben. Ein anderer, Mr. Sherring, teilt die Brahmanen in nicht weniger als 1886 Kasten und Unterkasten, die sich im Laufe der Zeit durch Rassenunterschiede, verschiedenartige erbliche Beschäftigung, besondere religiöse Gemeinschaft oder getrennten Wohnsitz gebildet haben. Eine ausreichende Beschreibung der niedern Kasten würde viele Bände füllen. Im allgemeinen bildet jeder Beruf, jedes Gewerbe, jede Gilde, jeder Stamm, jede Klasse, jede Sekte an jedem besondern Ort eine eigne Kaste; „und die Mitglieder einer solchen haben nicht nur einen besondern Gegenstand der Anbetung aus dem Hindupantheon ausgewählt oder darin aufgenommen, sondern sie essen und heiraten ausschließlich unter einander.“ Als in den indischen Zuchthäusern im Jahre 1856 das System einer gemeinschaftlichen Küche eingeführt werden sollte, gab die Neuerung zu so vielen ernstlichen Unruhen Anlaß, daß die Regierung davon abstehen mußte. Es ist durchaus kein seltner Fall, daß ein Sträfling der Brahmanenkaste lieber verhungert, als die von einem andern Brahmanen zubereitete Speise zu genießen, weil er seinen eignen Geburtsplatz für einige Grade heiliger hält, als den des andern. So zerfällt die Bevölkerung Indiens in eine ungeheure Anzahl selbständiger, fest organisirter, streng geschiedner und schroff einander gegenüberstehender sozialer Gruppen.

Zum Schluß dürfte es wohl nicht überflüssig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß es auch den sogenannten „Eingebornen-Staaten“ an jener innern Einheit und Zusammengehörigkeit fehlt, die wir in der Gesamtbevölkerung Indiens vergebens gesucht haben. Sie unterscheiden sich ihrer innern Zusammensetzung nach in nichts von den verschiedenen Provinzen des anglo-indischen Reichs. Es ist sehr zu beklagen, daß man für diese Staaten so höchst ungeeignete Namen erfunden hat. Gewöhnlich hört man sie „Unab-

hängige Staaten“ nennen; wenn aber dadurch jemand zu der Vermutung geführt wurde, daß sie auch unabhängig wären, so würde er sehr irren. Die Bezeichnung könnte auch zu dem Glauben verleiten, daß die „Eingebornen-Staaten“ nationale Staatswesen unter nationalen Fürsten wären. Und doch ist nichts derartiges der Fall. Ihre Bevölkerung ist gleich der in den britischen Provinzen aus ganz ungleichartigen Bestandteilen zusammengesetzt. Dazu sind die meisten erst neuere Gründungen aus der Zeit der allgemeinen Verwirrung nach dem Zusammenbruch des mongolischen Kaiserreichs und werden von Dynastien regiert, die der Masse ihrer Unterthanen vollständig als Fremde gegenüberstehen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, herrscht der Naizam von Haidarabad, der Nachkömmling eines Vizekönigs von Aurangzeb, der sich nach dessen Tode selbständig machte, mit Hilfe muhammedanischer Beamten und arabischer Söldner über eine Hindubevölkerung.

Fassen wir das Ergebnis unserer Ausführungen nochmals zusammen, so ist es folgendes: Weder Indien noch irgend ein Teil davon bildet ein zusammengehöriges nationales Ganze. Es fehlt an jeder physischen, geschichtlichen, politischen, sozialen oder religiösen Einheit. Ein „indisches Volk,“ eine „indische Nation“ giebt es nicht und hat es nie gegeben. Selbst innerhalb der Halbinsel bestehen nicht einzelne Nationen, sondern nur eine ungeheure Anzahl isolirter Stämme und Klane, Rasten und Gilden, Sekten und frommer Bruderschaften. Indien ist ein zur Zeit durch die englische Herrschaft ganz äußerlich zusammengebrachtes, formloses Gewirr ungleichartiger, auseinanderstrebender Elemente.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unser Prozeßverfahren. Der Maler X klagt im Februar 1892 eine Rechnung von 13 Mark 60 Pfennigen für Malerarbeiten gegen Y ein. Dieser erkennt die Rechnung an, wendet aber ein, X habe durch Unvorsichtigkeit bei der Arbeit Beschädigungen herbeigeführt, deren Ausbesserung ihn 19 Mark gekostet habe. Hiermit wolle er aufrechnen. Er bittet daher um Abweisung der Klage.

1. In einem Termin vom 19. März 1892 erkennt das Amtsgericht, daß Y dem X die 13 Mark 60 Pfennig nebst 6 Prozent Zinsen zu zahlen und die Kosten zu tragen habe. Da die Klageforderung liquid ist, verweist es die erst noch zu erweisende Gegenforderung nach § 136 Nr. 2 der Zivilprozeßordnung zu einem besondern Prozeß.

2. Y legt hiergegen Berufung ein. Das Landgericht weist durch Urteil vom 15. Juni 1892 die Berufung zurück, unter Verurteilung des Y in die Kosten dieser Instanz. Es bemerkt: Die Verweisung der Gegenforderung zu einem be-